

Philipp Stauber

Eine Ohrenweide. Ein großes Vergnügen ist die neueste CD von Philipp Stauber und seinem Quartett mit Saxmann Till Martin, Henning Sieverts an Bass und Cello und Bastian Jütte, Drums. „Four Colours - One Picture“ heißt das rundum schöne Werk, elf Titel, darunter ein durchaus bemerkenswertes mitreißendes Stück von Philipp selbst, „Hannah's blues“ und eine Solo-Intro zu „Round midnight“, die allein Bände spricht über das musikalische Verständnis dieses ausgezeichneten, im Chiemgau ansässigen heute 40-jährigen Familienvaters. „Four Colours“, so lässt sich mühelos denken, das ist ein Album, wie es auch einem Helmut Kagerer, einem Heiner Franz, einem Joachim Schönecker oder einem Dieter Fischer gefallen könnte. Es ist das, was wir - allenthalben grob fahrlässig ins Prokrustesbett eines nahezu hemmungslosen Traditionalismus abgeschoben - einen „aufgeklärten“ Mainstream, eine erfrischende Neo-Moderne nennen könnten.

Es ist das, worauf auch Trendies immer irgendwann mal wieder zurückkommen, wenn ihnen bei der Runderneuerung der muffigen Welt mal wieder die Muckis ausgehen. Die modern roots eben. „**Four Colours**“ ist ein Album wie eine außer-ordentlich geschmackvolle, swingende, professionell makellose, aber dennoch nirgends sterile Demonstration für den zeitlosen Jazz, für das, was wir nun mal noch in dreihundert Jahren zuallererst unter „Jazzgitarre“ verstehen werden. Philipp Stauber trotz Trends und Moden, aber er tut das mit eher unbequemem Mut zu Standards und nicht mit der Bräsigkeit, die zum abermalig stumpfsinnigen Einspielen sattem bekannter Themen führen kann. Er hat den Mut, Standards herzuzehmen, die „same old songs“, auf die wir so gern immer wieder zurückkommen, weil die Art und Weise, wie wir sie nicht einfach nur reproduzieren, sondern in ein Dialogverhältnis bringen zwischen dem modernistischen Gestern der großen Jazzgitarre-Väter der ersten Post-Christian-Generation und unserem Heute, weil diese Art und Weise sehr viel aussagt über unsere künstlerischen Fähigkeiten - unsere Fähigkeit nämlich, zugleich genau zurückzulauschen und überzeugend kreativ, also mit senkrecht aufgestellten Sensoren voranzuschauen - die schöne alte Geschichte mit dem Januskopf und den „Synthesen zwischen Gestern und Heute“ Philipps Fähigkeiten reflektieren den souveränen Umgang mit Jazz als evolutionär und nicht revolutionär angelegtem Organismus.

Deutlich wird das auch dadurch, dass er als besondere Einflüsse den des Österreichers Karl Ratzler und sogar auch noch den von Ratzlers Lehrer Kosta Lukacs nennt, Sieben Jahre lang hat er eine klassische Klavierausbildung genossen. Aber dann ging er vom Münchener Gitarreninstitut MGI mit der besten erzielbaren Note ab. Dann hat er an der Musikhochschule Arnheim weiter studiert und auch dort wieder, im Fach Jazzgitarre, mit der Bestnote abgeschlossen. Wer das als unwichtig, weil akademisch abtut, ist selbst schuld. Neben Ratzler und Lukacs nennt er als Lehrer auch noch Howard Roberts und Joe Pass. Und das ergibt alles in allem ein recht eindrückliches Bild über die Qualitäten des Vilsecker Buam. Schon seit 1995 macht er Alben und wirkt an denen anderer mit, darunter von Giora Feidmann, von Hugo Strasser - der interessanterweise immer wieder in der beruflichen Vita Staubers auftaucht, aber auch von Thomas Stabenow, Henning Sieverts und anderen. Er macht „Worldmusik“, wie das bei ihm etwa merkwürdig denglish, aber mit großer Bestimmtheit heißt. Er spielt Folkrock. Er arbeitet an Lyrik-Vertonungen mit. Er spielt Django Stil und Musette-Walzer. Tja, und dann legt er wie gesagt das „Four Colours“-Album vor. Man muss nur den Anfang des Openers „Georgia“ hören, um zu erkennen, welches kreative Potenzial in Philipp Stauber steckt und mit welcher künstlerischen Sicherheit er sich weit entfernt hält von allen ausgetretenen Pfaden durch die Standards-Landschaften. „Dolphin dance“, „Loverman“, Ray Charles' „Maryann“, eine zweite „Georgia“-Fassung am Schluss - das sind allesamt Volltreffer natürlich auch dank der vorzüglichen Gruppe. Aufgüsse gibt's nicht, die „same old songs“ sind zeitlose Songs. Das Stauber Quartett macht das deutlich, weil es das Zeug dazu hat. So einfach ist das.

Nachdrücklich übrigens betont Philipp die Tatsache, Archtop-Spieler zu sein. Das mache deutlich, meint er, dass er in der Tradition der klassischen amerikanischen Jazzgitarre-Moderne steht. So nennt er Wes Montgomery und Joe Pass, weist aber auch darauf hin, dass er sich neben seinen Straight-Ahead-Jazz-Aktivitäten wie schon erwähnt auch dem Gypsy Swing und dem „Brazil Jazz“ widmet sowohl live, als auch in etlichen Aufnahmen ist Philipp Stauber also einfach nur aus unerfindlichen Gründen bislang für Norddeutsche irgendwo im Nord-Süd-Gefälle hängen geblieben? Oder vielleicht doch ein Opfer unserer Ignoranz gewesen? Denken wir also am besten ganz schnell um. Und geloben, fortan mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen was uns Philipp Stauber dort unten im fernen Süden dieses unseres Landes hoffentlich noch alles zu bieten haben wird.